Warum ist die Leberwurst beleidigt
und wie kommt die Leiche in den Keller?

Buch

Die deutsche Sprache ist unglaublich reich an Sprichwörtern und Redewendungen. Doch oft wissen wir eigentlich gar nicht so genau, was dahintersteckt. Warum zum Beispiel setzen wir uns auf die „vier Buchstaben"? Woher kommt der „Dreikäsehoch"? Und was hat die „Hechtsuppe" mit Durchzug zu tun? Diese und viele weitere Fragen stellten Leser und Leserinnen der Redaktion der Süddeutschen Zeitung. Unter Einbeziehung möglichst vieler Quellen forschten die SZ-Autoren im Dickicht der Spuren. Dabei fanden sie heraus, wo der Bart(h)el den Most holt, wieso die Vier auf den Zifferblättern der Kirchenuhren oft so merkwürdig aussieht und was ein „Treppenwitz der Geschichte" bedeutet. Die Ergebnisse sind in diesem Buch nachzulesen. Dabei wird einem so manches Licht aufgehen, und schließlich kann man sich freuen wie ein Schneekönig.

Warum ist die Leberwurst beleidigt und wie kommt die Leiche in den Keller?

Sprichwörter, Redensarten – und was dahintersteckt

Herausgegeben
von Birgit Weidinger

GOLDMANN

FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe September 2010
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2008
by Süddeutsche Zeitung GmbH, München
für die Süddeutsche Zeitung Edition
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagillustration: FinePic, München
GJ · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-15610-8

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

Vorwort 9

Kapitel 1: Himmel und Hölle 11

Und dann hat es Bum gemacht 13
Wurzelhafte Begnadung 16
Moses zürnt 18
Über den Wolken 20
Auf in den Kampf 22
Einer muss der Dumme sein 24
Die Zukunftsgaranten 26

Kapitel 2: Wer's glaubt … 29

Im Zwischenlager 31
Familienbande 33
Das Unheil wegspucken 35
Ein armseliger Mensch 37
Dunstan besiegt Bocksfuß 39
Wider bösen Zauber? 41
Schlimm wie die Pest 43

Kapitel 3: Allerhand Leut' 47

Blau am Strand 49
Das Gscheidhaferl 51
Geliebte Sumpfgurke 53
Warten auf Heidi 55

Wenn Affen gaffen 57
Schön wie am ersten Tag 59
Die Absteiger 62

Kapitel 4: Zahlenspiele 65

Kram unterm Christbaum 67
Zwielichtige Kneipe 69
Wes das Herz voll ist … 71
Altes Ei, neues Ei 73
Gesäß mit Ohren 76
Dreikäsehoch 78
Jupiter zählt mehr 80

Kapitel 5: Bodyparts 83

Fest! Fester! Autsch! 85
Ertrinken, versinken 87
In der Hitze der Nacht 89
Zugabe! Zugabe! 91
Vernarrt ins Rundliche 93
Eine kleine Hirnmusik 95

Kapitel 6: Was es noch alles gibt 99

Jipp her mit die Geschenke 101
Schlüssellochkunde 103
Zahn und Wahn 105
Per tutti 107
Die Poesie des Gänserichs 109
Eine Viertelstunde zu spät 111
Müllbeseitigung 113
Sprenker Stimmstummel 115
Die Nase nach oben schnäuzen 117
Hasloche un Broche 120

Kapitel 7: Könner und Macher **123**

Des Dichters Klage 125
Ferkel und Schweine 127
Des Teufels Spießgeselle 129
Geheimnisträger 131
Vom Reiz des Kehlbalkens 133
Ein Loch ist im Eimer 135
Und die Luftmaid ging dahin … 137
Singt, liebt und gewinnt 140

Kapitel 8: Tierleben **143**

Die Sünderinnen 145
Kein Speck, kein Pelz 147
Frühlingsgefühle 149
Ein dummer Freund 151
Nürnberger Spezialität 153
Knollenschnabel 155
Des Teufels Abgesandte 157
Süßer war er nie 159
Dumpfer Donner 161
Der Regenrufer 163
Im Wasser 165
Der Vogel trägt keine Hosen 168
'nei und Frieden 171

Kapitel 9: Lecker, locker **175**

Alles Quatsch 177
Zum baldigen Verzehr 179
Blut und Glut 181
Brecheisen im Moos 183
Im Aquarium 185
Der Dreh beim Fliegen 187
Vordermänner 189

Cicerum italicum 191
Geschissene Gottesgabe 193
Was Royals schmeckt 195
Zug-Zwänge 197
Löffel für Löffel 199
Ins Auge gespuckt 202

Vorwort

Wer hatte das erste Wort? Und wann wurde es gesprochen? Zahllos sind die Theorien über die Anfänge unserer Sprache. Hat sie sich aus spontanen Äußerungen von Schreck, Freude, Schmerz entwickelt, hat sie Geräusche aus der realen Welt aufgenommen? Welche Rückschlüsse erlaubt uns die Beobachtung von Kindern, die sprechen lernen? So viel ist klar: Alle Sprachen wollen Sachverhalte beschreiben oder Gedanken mitteilen. Das tun sie auf ebenso unterschiedliche wie reichhaltige Art und Weise.

Dieser kleine Band greift eine der unerschöpflichen Varianten des Sprachreichtums auf, die Redewendung im weitesten Sinn. Hierzu zählen wir auch die sprichwörtlichen Redensarten, bildkräftige Ausdrücke in Einzelwörtern und Schlagwörter. Sie alle sind Gegenstand von „Fragen unserer Leser". Die Neugier und die Lust, über oft merkwürdig oder unverständlich klingende Wendungen Auskunft zu erhalten, bringt uns jede Woche briefliche Anfragen, E-Mails, ab und zu auch telefonische Erkundigungen aus der ganzen Republik – und immer wieder auch die Bitte um Herausgabe dieser Fragen in Buchform. Voilà: Hier ist nachzulesen, wo der Bart(h)el den Most holt, warum es nicht heißt „oans, zwoa, droa, gsuffa", wieso die Vier auf den Zifferblättern der Kirchenuhren oft so merkwürdig aussieht und was ein „Treppenwitz der Geschichte" bedeutet. Warum hat der allseits geläufige und gewünschte „gute Rutsch" zum neuen Jahr nichts, aber auch gar nichts, mit winterlicher Eisglätte zu tun? Woher stammt das absonderliche Wort „Menkenke"?

Unter Einbeziehung möglichst vieler Quellen forschten die SZ-Autoren im Dickicht der Spuren. Am Ergebnis soll der Leser seinen Spaß haben, es soll ihm ein Licht aufgehen, wenn er in den neun Kapiteln blättert, die sich mit Lebens-, Arbeits- und Gemütszuständen aller Art befassen – dann freut er sich hoffentlich wie ein Schneekönig.

Birgit Weidinger

1.

Himmel *und* Hölle

Und dann hat es Bum gemacht

Herr Friedrich Schäfer aus München möchte wissen: „Was war eigentlich vor dem Urknall?“

Sehr geehrter Herr Schäfer,

seit Kopernikus ist die Erde nicht mehr das Zentrum des Alls; seit Darwin sind wir selbst nur ein Glied in einer langen Kette der Evolution; und seit Freud wissen wir, dass wir nicht einmal Herr im eigenen Hause sind. Und jetzt wollen Sie wissen, was vor dem Urknall los war bei uns hienieden ...

Eine große Frage, die schon deshalb so schwer zu beantworten ist, weil wir trotz intensiver Recherche keine Zeitzeugen oder sonstigen Informanten ausfindig machen konnten, die uns glaubwürdig hätten berichten können von den fragwürdigen Schöpfungsvorgängen, bei denen es sich möglicherweise um eine Frühform der heutigen Chaostage handelt. Auch das Studium der einschlägigen Fachliteratur war wenig ergiebig, weil dort zwar allerlei über Gammastrahlen, das Plancksche Quantenprinzip und Schwarze Löcher zu erfahren ist, aber nichts über Ihren besonderen Kasus.

Wenn wir Sie richtig verstehen, Herr Schäfer, wollen Sie ja nicht wissen, was war, als alles begann. Das allein wäre schon eine harte Nuss. Sie wollen wissen, was vorher, vor dem Anfang war. Da klafft bei den empirisch operierenden Naturwissenschaften naturgemäß eine Wissenslücke. Auch die Urknalltheorie ist ja nur ein Erklärungsversuch. Demnach wurde durch den Big Bang das All vor vielen, vielen Monden aus dem Nichts geboren – musikalisch begleitet wahrscheinlich von einer höl-

lisch lauten Ursonate – und dehnt sich seither permanent aus. Aber seien wir ehrlich: Eine unendliche Ausdehnung ist so wenig vorstellbar wie ein unendlicher Raum. Wenn es einen Big Bang gab, so die weitere Annahme der Kosmologen, wird es einmal auch einen Big Crunch geben müssen, den großen Zusammenbruch des Alls, der zur Folge hat, dass dann ein neues Weltall entsteht, rätselhaft und dunkel wie das alte. So gesehen könnte es also auch sein, dass die Berechnungen des wackeren anglikanischen Prälaten Ussher aus dem 17. Jahrhundert zutreffen, wonach die Welt am 23. Oktober 4004 v. Chr. geschaffen wurde.

Merken Sie, verehrter Herr Schäfer, wie wir uns bei aller Spekulierlust allmählich zu verzetteln beginnen? Wie wir uns im Kreis drehen? Es kann also kein Zufall sein, dass sich schon die alten Griechen (Aristoteles, Eratosthenes) das Universum als riesengroße Kugel vorstellten. Dieses Bild hat nicht nur den Vorteil, dass man in einer hohlen Kugel allerlei unterbringen kann (Milchzähne, Milchschnitten, Milchstraßen), es bietet auch eine Lösung für das Unendlichkeitsproblem: Fährt man nämlich entlang der Kugelgrenze, gerät man nicht ins Unendliche, man kommt vielmehr nach einiger Zeit wieder zum Ausgangspunkt zurück. Deshalb sympathisierten auch die seefahrenden Entdecker mit der Vorstellung von der Erdkugel, weil Hoffnung auf Rückkehr bestand: Man kippte mit seinem Schiff nicht einfach ins Bodenlose, wie es das Scheibenbild glauben machte.

Aber auch die Theorie des gekrümmten Raumes, der sich nur krümmt, weil es darin Zeit und Bewegung gibt, löst unser Problem nicht. Sie verschiebt es bloß – hinein ins Reich der Hirnforschung, wo man sich gar sehr damit abplagt, eine Brücke zu schlagen von der Materie zum Geist, etwa dadurch, indem man sich mit der Entstehung der Welt im Kopf beschäftigt. Was aber – stecken doch womöglich in den zwölf Milliarden Neuronen, aus denen das menschliche Gehirn besteht, nicht weniger Rätsel als in den zwölf Milliarden Jahren, die seit dem Urknall

vergangen sein sollen – vor allem wieder viel Verwirrung stiftet. Um es abzukürzen, verweisen wir jetzt auf den Weltenerklärer Newton, der das Universum nach langer Grübelei schlussendlich als *Leib Gottes* (sensorium dei) bezeichnete. Und auf den Unschärfespezialisten Botho Strauss, der das schöne Wort von der *Beginnlosigkeit* erfand, um uns ein Vorgefühl von Ewigkeit und Unsterblichkeit zu geben.

Solche schwer ins Metaphysische lappende Verweise sind es auch, die uns ermutigen, ein Szenario für nicht ganz undenkbar zu halten, wie es auf der anfangs gezeigten Illustration zu sehen ist: Kurz vor dem Urknall haben sich alle, die schon da waren, die Ohren zugehalten. Sie halten das für Humbug? Aber schön, dass wir mal darüber gesprochen haben, Herr Schäfer! Und denken Sie immer an Herbert Achternbuschs erkenntnistheoretischen Grundsatz: „Nix ist besser als gar nix."

von Sven Siedenberg

Wurzelhafte Begnadung

Gisela und Leo Baumann aus Erlenmoos sind irritiert von der „Unbefleckten Empfängnis“

Liebe Frau Baumann, lieber Herr Baumann,

dass Sie mit Ihrer Irritation nicht allein stehen, ist zwar kein echter Trost, aber wo die Mehrheit einen theologischen Terminus nicht versteht, sollte man sich auch nicht allzu sehr grämen, wenn man dieser Mehrheit angehört. Im Grunde hat es sich die Katholische Kirche selbst zuzuschreiben, dass die Leute bei der Unbefleckten Empfängnis spontan an etwas Unsauberes denken. Indem sie das Sexuelle fast panisch mit Schweinischem in Verbindung brachte, schuf sie ideale Voraussetzungen für Missverständnisse.

Vorweg: Eine befleckte Empfängnis als Pendant zur unbefleckten gibt es nicht. Das erleichtert den Zugang jedoch so wenig wie der Hinweis im alten S*chott*, Maria lade uns in der poetisch schönen, aber sachlich eher vagen Lesung ein, „uns an den süßen Früchten ihrer Begnadigung“ zu laben. Im Kern geht es bei der Unbefleckten Empfängnis darum, dass Maria, die Mutter Jesu, vom ersten Augenblick ihrer eigenen, sie selbst ins Dasein führenden Empfängnis frei war von jeglichem Makel der Erbsünde, immaculata. Die Erbsünde aber ist, Sie wissen es sicher, die durch Adams und Evas Sündenfall bewirkte angeborene Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts.

Nun sind viele Durchschnittsgläubige der Ansicht, dass die Geburt Jesu auch ohne unbefleckte Empfängnis Mariä eine feine Sache gewesen wäre. Die Theologie hatte in diesem Punkt

freilich früh den Ehrgeiz, ein größeres göttliches Konzept sichtbar zu machen respektive erst zu entwickeln. Die biblische Grundlage dafür fand man in Texten, die sich mit der im Mutterleib anhebenden Berufung etwa von Propheten befassten und daher höchlich geeignet waren, einen *erwählend zurüstenden und befähigenden Ratschluss Gottes* zu konstituieren. In der Folge war viel von Reinigung durch den Heiligen Geist die Rede; Augustinus forderte um der Heiligkeit Christi willen die Heiligkeit auch der Mutter.

In Fachbüchern kann man viel Schönes über die Sache lesen, etwa dass Anselm von Canterbury die Heiligung Marias als „wurzelhafte Begnadung" begreift, als „auf Gott hin unbeschwert offenes Herz wie bei den Stammeltern am Schöpfungsmorgen", wohingegen Duns Scotus von „vorausgreifender Erlösung" spricht. Sixtus IV. führte 1477 das entsprechende Fest ein (8. Dezember); er war es auch, der den Streit zwischen Immaculisten und Maculisten dahingehend beendete, dass beide einander nicht mehr irrgläubig schimpfen durften. 1854 erhob Pius IX. mit der Bulle *Ineffabilis Deus* die Unbefleckte Empfängnis zum verbindlichen Glaubensgut. Das hat nichts daran geändert, dass die meisten Gläubigen dabei nach wie vor weniger an die Freiheit Mariens von der Erbschuld denken als vielmehr an die Zeugung Jesu durch den Heiligen Geist und ähnlich Mysteriöses.

von Hermann Unterstöger

Moses zürnt

Detlev Wilmanns aus Kaarst interessiert, woher der Ausdruck „sitzt da wie ein Ölgötze“ stammt

Sehr geehrter Herr Wilmanns,

warum haben Sie uns nicht nach dem Ölprinzen gefragt? Das wäre doch viel einfacher gewesen. Karl Mays gleichnamiger Roman hätte uns in den Wilden Westen und beiläufig auf Sam Hawkins gebracht, und mit dessen „Hi, hi, wenn ich mich nicht irre!“ wäre diese Kolumne so gut wie geschrieben gewesen.

Der Ölgötze ist aber ein ganz anderes Kaliber. Nach einer Volksetymologie leitet sich der Ö. von den Jüngern am Ölberg ab, die, wie Sie sich erinnern, nicht einmal eine Stunde wachen konnten, während Jesus seinen Vater im Himmel anflehte, er möge doch diesen Kelch an ihm vorübergehen lassen. Nein, die drei Jünger zogen es vor zu schlafen, und so fand sie Jesus, starr und steif. Weshalb untätige Werktätige in den katholischen Provinzen Deutschlands gern als Männer bezeichnet werden, die herumlungerten *wie die Jünger am Ölberg*. Sie ahnen, sehr geehrter Herr Wilmanns, dass es wieder mal auf das Schisma hinausläuft, auf die Kirchentrennung zwischen evangelisch und katholisch. Unser trusty Grimm gibt sich mit der Volksetymologie nämlich nicht zufrieden. Dem *Wörterbuch der aufrechten Brüder* zufolge ist der Ö. ein mit Öl bemaltes Götzenbild. In der Reformationszeit – jetzt kommt's! – soll der Ö. als „spottwort gegen die holzbilder der katholiken, auch gegen die anbeter derselben, sowie gegen die mit dem heiligen öl geweihten katholischen priester gebraucht“ worden sein. Luther, Zwingli,

Calvin und die anderen Neuerer sahen in den vielgestaltigen Heiligenbildern, um die sich das Volk scharte, zu Recht Überreste heidnischer Vielgötterei.

Über die hatte sich schon Moses echauffiert, als er mit seinen Zehn Geboten vom Berg Sinai kam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen sah. Moses zerschmetterte die Gesetzestafeln auf der Stelle und anschließend das Götzenbild. Dieser heilige Zorn hat wenig genützt. Die armen, hilfsbedürftigen Menschen strichen noch manchen Holzprügel an, salbten richtige und falsche Priester und überließen sich weiteren olfaktorischen Irrtümern, aber ebenso verlässlich kam dann ein großer Säuberer, der mit dem Götzendienst aufräumte. Und damit, sehr geehrter Herr Wilmanns, ließe sich auch der andere Teil Ihrer Frage beantworten: Der Ö. sitzt stumm da wie ein Ö., weil er einem im Zweifel doch nicht hilft und alles Wehklagen, wenn nicht umsonst, so doch vergeblich ist. Das verbindet ihn mit jenem unsichtbaren Gott weiter oben, der schon immer allein selig zu machen versprach. Doch das ist eine andere Geschichte, auf die unseres Wissens weder Karl May noch die Brüder Grimm eine Antwort wissen.

von Willi Winkler

Über den Wolken

Elke Gemeinhardt aus Erfurt möchte wissen, was es mit dem „Elfenbeinturm“ auf sich hat

Liebe Elke Gemeinhardt,

Sie schreiben in Ihrem Brief, dass sich Ihr Büro „im achten Stock des einzigen zehnstöckigen Hochhauses auf dem Campusgelände der Uni Erfurt“ befindet. Sehr beneidenswert, bedeutet dies doch, dass Sie einen sonnendurchfluteten Arbeitsplatz haben und dass kein Baumgestrüpp Ihren ins Unendliche schweifenden Forscherblick – Sie sind ja Psychologin – je trübt. Zugleich ist dies ein Standortvorteil gegenüber all jenen, die ihre wissenschaftliche Arbeit in einem Erd- oder gar fensterlosen Untergeschoss verrichten müssen. Andererseits nimmt sich der achte Stock Ihres Elfenbeinturms recht bescheiden aus, vergleicht man ihn etwa mit dem neuen, leuchtturmartigen Verlagsgebäude der Süddeutschen Zeitung, das 28 Geschosse haben wird, mit Blick aufs Alpenglühen ...

Der Name *Elfenbeinturm* geht natürlich auf das aus Stoßzähnen von Elefanten, Mammuts, Nilpferden, Walrossen, Pottwalen oder Wildschweinen gewonnene Baumaterial zurück, sagt aber nichts über die Bedeutung des Begriffs aus, der einen schöpferischen Ort jenseits des Weltenlärms bezeichnet. Zu dessen Bewohnern zählen Wissenschaftler, Künstler und andere Intellektuelle, die sich in ihrer selbstgewählten Isolation wenig um Gesellschaft und Tagesprobleme kümmern, dies aber gelehrig und mit sittlicher Reinheit. Seinen Ursprung hat der Ausdruck im biblischen Hohen Lied (7, 5). In Luthers Bibelübersetzung

heißt es: „Dein Hals ist wie ein Elffenbeinen thurm.“ Das heute übliche Verständnis entstand im Laufe des 19. Jahrhunderts. Der früheste Beleg findet sich beim französischen Schriftsteller Charles-Augustin Sainte-Beuve, im deutschen Sprachgebrauch tauchte der Elfenbeinturm als Symbolbegriff für den praxisfernen, lebensfremden Denker zu Beginn des 20. Jahrhunderts erstmals auf.

Neudeutsch nennt man den Elfenbeinturmbewohner, einen engen Verwandten des Gipfelstürmers, auch gerne Fachidiot, was einen ungebührlichen Verlust an Autorität der Zunft der Akademiker offenbart und dazu geführt hat, dass Universitäten und Forschungsanstalten nun verstärkt ihr Image in der Öffentlichkeit aufpolieren. Das Bundesforschungsministerium zum Beispiel ruft neuerdings Jahre der Wissenschaft aus, und allenthalben gibt es *Schüler-Labors*, *Kinder-Unis* und *Lange Nächte der Wissenschaft*.

Aber Achtung, liebe Frau Gemeinhardt: Wer als Akademiker in die Wirtschaft oder Politik geht – wie zum Beispiel Paul Kirchhof –, hat es nicht unbedingt besser. Er wechselt dann womöglich vom Elfenbeinturm ins Haifischbecken.

von Sven Siedenberg

Auf in den Kampf

Julia Schimmel aus Berlin interessiert sich für den Namen des Spiels „Die Reise nach Jerusalem“

Sehr verehrte Frau Schimmel,

Ostern ist der rechte Termin, um noch rechtzeitig vor der Eiersuche etwas weiter auszuholen und das Abendland aus dem Morgenland herzuleiten. Denn je weiter das frühe Christentum nach Westen und später nach Norden expandierte, desto mehr wurde Jerusalem das geistige Zentrum. Dort hatte Jesus im Tempel gelehrt, dort war er gefangen genommen und gekreuzigt worden. Wer es sich leisten konnte und die Gefahren nicht scheute, unternahm deshalb eine Wallfahrt an die heiligen Stätten. Seit sich der Islam ausbreitete, war das kein ganz leichtes Unterfangen mehr. Als deshalb im Abendland Gräuelgeschichten von Mohammedanern umgingen, die fromme Pilger massakriert haben sollten, rief Papst Urban II. zur Befreiung Palästinas auf.

1095 wurde in Clermont zum Kreuzzug geblasen, dem sich die Franken an beiden Rheinseiten begeistert anschlossen. Wer sich auf die *peregrinatio armata*, die bewaffnete Wallfahrt, begab, erwarb mit päpstlichem Segen den vollkommenen Ablass, was in jenen heiligen Zeiten nichts anderes hieß, als dass er morden, schänden und plündern konnte und damit zumindest vor seinem himmlischen Richter straffrei ausging, weil es doch zum Besten der Christenheit war. Auf ihrem Weg nach Jerusalem gerieten die heiligen Soldaten in manchen Hinterhalt, sie hatten unter Seuchen wie unter der sengenden Hitze zu leiden,

sie kämpften mit Räubern und anderen Muselmanen, und viele starben unterwegs. Doch nach vier Jahren, Anno Domini 1099, erreichten sie die hochgebaute Stadt Jerusalem. Die Jünger Mohammeds wollten sie nicht gleich hergeben, es wurde lange gekämpft, doch am Ende siegten die Christen, die auf dem Weg zum vollkommenen Ablass bis zu den Knien im Blut wateten, wie ein zeitgenössischer Chronist in nur leichter Übertreibung berichtet. Jerusalem war endlich der Christenheit wiedergewonnen, die Pilgerreise ungefährdet möglich, wenn auch nur für kurze Zeit.

Und was, fragen Sie, hat das mit dem beliebten Kinderspiel *Die Reise nach Jerusalem* zu tun? Ganz einfach: nichts. Wenn elf Kinder hektisch durcheinanderlaufen und dann, wenn die Musik plötzlich aufhört, sich auf die zehn kreisförmig ausgerichteten Stühle stürzen, so dass eines stehen bleibt und ausscheidet – erwirbt es dann vielleicht den vollkommenen Ablass? Es hat bloß verloren. Das Spiel ist ein Spiel und weltweit verbreitet, heißt aber nur in Deutschland *Die Reise nach Jerusalem*. In England nennen sie es *Musical Chairs*, in Österreich *Sesseltanz* und in der lieben Schweiz *Die Reise nach Rom*.

von Willi Winkler

GOLDMANN

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Birgit Weidinger

Warum ist die Leberwurst beleidigt. und wie kommt die Leiche in den Keller?

Sprichwörter, Redensarten - und was dahintersteckt

Taschenbuch, Broschur, 208 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-15610-8

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2010

Kuriose Sprichwörter und Redewendungen unterhaltsam erklärt

Warum freut sich der Schneekönig, was hat es mit dem lieben Herrn Gesangsverein auf sich, oder warum plaudert einer aus dem Nähkästchen? Schier unerschöpflich sind die Vorräte unserer Sprache an Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten. Diese Sammlung bietet eine Auswahl jener Sprichwörter, die für den menschlichen Alltag besonders charakteristisch sind oder deren Inhalt und Bedeutung so kurios sind, dass sie dringend einer Erläuterung bedürfen.

Ein vergnügliches Kaleidoskop sprachlicher Kostbarkeiten.

Ein wunderbares Geschenkbuch zum Nachschlagen und Schmökern.

Der Titel im Katalog